

## 4. Biografische Prägungen der politischen Elite in den Arbeiterbewegungen der Nachkriegszeit

*Stefan Remeke*

### Funktionäre suchen ihr Publikum: Zeitgeschichtliche Gewerkschafterbiografie und populäre Zielgruppe

Es hat womöglich den Anschein, dass man mit der Frage oder besser: mit der Suche nach einer populären Zielgruppe für die Gewerkschafterbiografie des 20. Jahrhunderts, zumindest in einem wissenschaftlichen Kontext, ein „Outsider“-Thema besetzt.<sup>1</sup> Jedenfalls ist zu vermuten, dass die Themenwahl dieses Beitrages den einen oder anderen Leser doch zunächst eher irritieren wird. Gewerkschafterbiografien und populäre Zielgruppe? – das scheinen doch auf den ersten Blick zwei Dinge zu sein, die überhaupt nicht miteinander harmonieren wollen.

Wer, so darf einleitend gefragt werden, ist denn beim letzten Gang durch die bevorzugte Buchhandlung auf den Ausstellungstischen ausgerechnet über ein Gewerkschaftsthema oder gar eine Gewerkschafterbiografie gestolpert? Sicher, Biografien oder Memoiren finden sich dort in einer solchen Fülle und Vielfalt, dass man den Überblick seit geraumer Zeit verloren hat. Und auch die Protagonisten der Arbeiterbewegung, genauer gesagt: vor allem die Vertreter der sozialdemokratischen Politprominenz haben dort längst ihren festen Platz gefunden. Kaum ein Politiker kann sich offenbar dauerhaft den Lockrufen der Verlage entziehen, die sich vor allem vom Bekanntheitsgrad des Autors Auflage versprechen. Der Grund, warum die Erinnerungsliteratur von Gewerkschaftern und Biografien über Gewerkschaftsfunktionäre damit nicht konkurrieren können, scheint folglich schnell gefunden: Gewerkschafter und selbst ihre Spitzenfunktionäre sind im Verhältnis zur politischen Elite in den Medien nicht vergleichbar präsent. Ihre Biografien folgen also auch nicht dem Marktgesetz des Bekanntheitsgrades.

Doch gerade hier gibt es ein aktuelles Beispiel, das dieses Argument entkräftet: 2009 hat Ursula Engelen-Kefer, bis 2006 stellvertretende DGB-Vorsitzende, im Fackelträger-Verlag ihre Autobiografie vorgelegt: „Kämpfen mit Herz und Verstand“.<sup>2</sup> Man darf behaupten, dass es eine Gewerkschaftsfunktionärin oder einen Gewerkschaftsfunktionär mit einer vergleich-

1 Im Klartext-Verlag ist soeben eine vom Autor dieses Artikels verfasste Doppelbiografie über Maria Weber und Gerd Muhr erschienen.

2 Ursula Engelen-Kefer: *Kämpfen mit Herz und Verstand. Mein Leben*, Köln 2009.

baren Medienpräsenz zuvor nicht gegeben hat. Engelen-Kefer, mit Medienfragen als ehemals tätige Journalistin aus eigener Praxis vertraut und darüber hinaus professionell beraten von ihrem Ehemann, einem ehemaligen Nordamerikakorrespondenten eines großen deutschen Wirtschaftsblattes, steht exemplarisch für eine besondere Spielart in der gewerkschaftlichen Funktionärstypologie: den gezielt mit den Medien und in den Medien operierenden Funktionären. Diese hat es, mal weniger, mal mehr ausgeprägt, in den vergangenen Dekaden immer gegeben. Mit der Expansion und wachsenden Vielfalt des medialen Angebots in der westdeutschen, später dann in der gesamtdeutschen Republik erkannten auch Gewerkschaftsfunktionäre, dass ihre Positionen nicht allein über die Verbandsorgane, sondern über Presse und Rundfunk transportiert werden mussten. Nur hat es niemand vor Engelen-Kefer vergleichbar erfolgreich geschafft, sich in den Massenmedien und vor allem im Fernsehen zu platzieren und damit den deutschen Gewerkschaften in breiten Bevölkerungsschichten ein Gesicht zu geben. Aber trotz aller Medienpräsenz und trotz öffentlicher Bekanntheit gelang auch Engelen-Kefers Autobiografie nicht der Sprung auf vordere Ränge der einschlägigen Bestseller-Listen. In vielen Buchhandlungen lag ihr Werk ebenso wie andere Gewerkschaftermemoiren zum Zeitpunkt der Veröffentlichung nicht einmal in der vorrangig beworbenen Auslage.<sup>3</sup>

Was meint „populäre Zielgruppe“ für Gewerkschafterbiografien des 20. Jahrhunderts – und warum überhaupt sollte man sie suchen?

Ist also der Bekanntheitsgrad dann doch nicht das entscheidende Kriterium für eine populäre Zielgruppe? An dieser Stelle hilft Heinz Oskar Vetter weiter, der vor gut 30 Jahren – seinerzeit an die akademischen Wissenschaften – adressierte, dass man sich wohl zu fein sei, „unkultivierten Radaubrüdern“, wie Vetter sich selbst und seine Funktionärskollegen nannte, die „Aureole des wissenschaftlichen Interesses zu verleihen“. Vetter glaubte erkannt zu haben, dass Gewerkschafter, die sich – wie er es ausdrückte – in den „Niederungen der glanzlosen Tarif- und Sozialpolitik ergingen“, schlichtweg zu profan für feingeistige Wissenschaftler und Intellektuelle sein könnten.<sup>4</sup> In Bezug auf die Wissenschaften lag Vetter zum damaligen Zeitpunkt falsch – hinsichtlich des schwerfälligen Interesses an Gewerkschaftsthemen, Gewerkschaftsfunktionären und ihren Biografien auf dem populären Buchmarkt lag er aber wohl punktgenau richtig. Themen, die sich qua Anlage zwingend um die Arbeitswelt drehen, eignen sich für einen Buchmarkt, der auf die Lektüre in der Freizeit und als Genuss abstellt, nicht – zumindest nicht in einer Gesellschaft, in der das Freizeitverhalten vielfach vom Eskapismus vor der Arbeit bestimmt wird. Aber wie sieht es aus, wenn man die Zielgruppe enger und präziser fasst und anstelle der populären Zielgruppe als anonymes

3 Ähnlich erging es beispielsweise Klaus Zwickel, an dessen Memoiren es im Nachgang der medial verbreiteten „Mannesmann-Affäre“ ja hinreichend Interesse hätte geben müssen. Klaus Zwickel: *Geben und Nehmen. Die Autobiografie*, Leipzig 2005.

4 Heinz Oskar Vetter interpretiert und zitiert nach Klaus Schönhoven: *Vor einem Jahrhundert-Jubiläum. Die Gewerkschaften und ihre Geschichtsschreibung*, in: ders./Ilse Brusis: *Die Gewerkschaften und ihre Geschichtsschreibung*, Düsseldorf 1987, S. 33–56, hier S. 44.

Ganzes eine Teilmenge in den Blick nimmt, die man bezeichnen könnte als zumindest potenziell „gewerkschaftsinteressierte Öffentlichkeit“: also die Funktionärinnen und Funktionäre selbst – junge, nachrückende, ehrenamtliche, hauptamtliche und ehemalige –, Betriebs- und Personalräte, natürlich auch all jene, die sich zu den Gewerkschaften bekennen, also ihre Mitglieder, und schließlich diejenigen, die sich für klassische „linke“ Themen interessieren. Diese Zielgruppe hat einen beträchtlichen Umfang. Sie umfasst nach aktuellen statistischen Angaben der Gewerkschaften wenigstens 6,2 Millionen Menschen,<sup>5</sup> die anzusprechen sich also durchaus als lohnendes Unterfangen darstellen könnte.

In jedem Fall kann es sich aus ideellen und wissenschaftlichen Motiven lohnen. Wer sich mit Biografien befasst, beschäftigt sich zwangsläufig immer mit Geschichte wenigstens in den lebensgeschichtlichen Intervallen der gewählten Protagonisten. Wie aber wird heute Geschichte und insbesondere Gewerkschaftsgeschichte von Gewerkschaftern und Gewerkschaftsfunktionären selbst aufgenommen? Man muss leider konstatieren, dass der Zustand, den Vetter für die 1970er Jahre beschrieb, sich heute nahezu in sein Gegenteil verkehrt hat. Damals suchten die Gewerkschaften die Geschichtswissenschaft, heute sind es vielmehr die Aktivitäten der Wissenschaftler, welche die Gewerkschaften auf die Relevanz ihrer Geschichte mitunter recht mühsam hinweisen. In den 1970er Jahren war es der Hans-Böckler-Kreis beim Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes, der für die Nähe von Gewerkschaften und Historikern paradigmatisch stand. Fast möchte man sagen: In einer Art „Camarilla“ umgaben den Vorsitzenden Vetter seinerzeit namhafte respektive aufstrebende Historiker geradezu wie ein gewerkschaftspolitisches Beratergremium. Für das Grundsatzzprogramm des DGB von 1981 brachte jener Beraterkreis gar eigene Programmvorschlage ein, die seinerzeit formuliert wurden von der Göttinger Professorin Helga Grebing.<sup>6</sup> Von einem damit vergleichbaren geschichtswissenschaftlichen „Consulting“ sind Gewerkschaften und Gewerkschaftsvorstände heute weit entfernt. Klaus Tenfelde, der ebenfalls zum Hans-Böckler-Kreis zählte und das spätestens seit den 1990er Jahren rückläufige Interesse der gewerkschaftlichen Organisationen an ihrer Geschichte, selbst unermüdlich dagegen kämpfend, schließlich doch zur Kenntnis nehmen musste, hat es im Magazin der Hans-Böckler-Stiftung auf den Punkt gebracht: „Geschichtsverlust lässt auf Identitatsmangel schließen“, rief er den Gewerkschaften – nicht zuletzt als Weckruf – zu.<sup>7</sup>

Warum diese Entwicklung so, wie hier ansatzweise geschildert, verlief, muss an dieser Stelle nicht vertieft werden. Doch ein Gesichtspunkt sollte – mit Blick auf die zeitgeschichtlichen Gewerkschafterbiografien – hervorgehoben werden. Für heute tätige Funktionäre ist der Blick in die Zeitgeschichte häufig schmerzhaft, weil man mit den 1960er und 1970er Jahren auf Dekaden schaut, in denen die Gewerkschaften im Vergleich mit der Gegenwart tarifpolitisch und politisch einflussreich, mächtig und erfolgreich waren. Die Differenzer-

5 Nach der Mitgliederstatistik des Deutschen Gewerkschaftsbundes <[www.dgb.de/uber-uns/dgb-heute/mitgliederzahlen/2010](http://www.dgb.de/uber-uns/dgb-heute/mitgliederzahlen/2010)>.

6 Wilhelm Zimmermann am 16. Januar 1981 an die Mitglieder des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB, in: DGBA (AdsD), Sekretariat Martin Heiß, 5/DGCS 000 101.

7 Klaus Tenfelde: Drohende Geschichtslosigkeit, in: Mitbestimmung. Das Magazin der Hans-Böckler-Stiftung 10/11 (2007), S. 52–55, hier S. 55.

fahrung ist also mit Händen zu greifen. Der Zustand der Ohnmacht, den viele Gewerkschafter in den Betrieben und vor Ort heute häufig verspüren, könnte dadurch verstärkt werden – fürchtet man. Doch das Gegenteil scheint zutreffend zu sein. Gerade in der Defensive kommen Identität und Identitäten, die stabilisieren, Orientierung vermitteln und Kräfte freisetzen, gelegen. Und wer etwas genauer hinsieht, wird zu der Einschätzung gelangen, dass es vielerorts in den Gewerkschaften – und häufig jenseits der leitenden „Stäbe“ – die Mitarbeiter und Mitglieder nach Orientierung, die man aus der Geschichtsbetrachtung gewinnen kann, nachgerade dürstet.

Und so tut sich unterhalb der offiziellen Gewerkschaftsebenen seit einigen Jahren etwas. Auf regionaler und lokaler Ebene gab es und gibt es vielerorts eine große Bereitschaft zur Beteiligung an Geschichtsprojekten. Hier organisieren Gewerkschafter für die Kolleginnen und Kollegen vor Ort Ausstellungen, Informationsveranstaltungen oder Publikationen zu lokalen Themen der Gewerkschaftsgeschichte, worüber man jenseits der Region häufig nichts erfährt. Auch im Vorstand des DGB oder der IG Metall sehen einzelne Führungskräfte zunehmend die Problematik einer defizitären historischen Identitätsbildung in den nachrückenden Funktionärsgenerationen. Und aus Mangel an Zeit und geeignetem Schulungspersonal greift man gelegentlich zur eigenhändigen Unterweisung der Mitarbeiter in historischen Fragen und versucht, wenigstens ein rudimentäres Geschichtsbewusstsein zu vermitteln.<sup>8</sup> Dann wiederum gibt es Werkstatt-Projekte, die wie das am Institut für soziale Bewegungen durchgeführte Bayer-Projekt zur Mitbestimmung anschaulich zeigen, wie produktiv das enge Zusammenwirken von Gewerkschaftern und Historikern sein kann und wie bereitwillig solche Angebote angenommen werden.<sup>9</sup> Und schließlich erfährt auch die historische Gewerkschaftsforschung eine allmählich wieder steigende Nachfrage, was nicht zuletzt in Verbindung steht mit der ansehnlichen Zahl der in den letzten Jahren veröffentlichten Gewerkschafterbiografien.<sup>10</sup> All dies führt zu dem Schluss, dass gerade Biografien mit zeitgeschichtlichen und aktuellen Bezügen Brücken bauen können zwischen den „Erinnerungsfacharbeitern“ – also den Historikern – und einer „gewerkschaftsinteressierten Öffentlichkeit“. Deren Wissensbegier an gewerkschaftsgeschichtlichen Themen ist nicht versiegt. Man sollte also versuchen, sie mit geeigneten Themen wieder heranzuführen an eine dann auch breiter rezipierte, oder besser gesagt: für eine breitere Rezeption geeignete historische Gewerkschaftsbetrachtung.

8 Der Verfasser bezieht sich auf Gespräche, die er in den letzten Jahren in Gewerkschaftsgliederungen vor Ort und mit Gewerkschaftsvorständen hierzu geführt hat.

9 Klaus Tenfelde/Karl-Otto Czirkowsky/Jürgen Mittag/Stefan Moitra/Rolf Nietzard (Hg.): *Stimmt die Chemie? Mitbestimmung und Sozialpolitik in der Geschichte des Bayer-Konzerns*, Essen 2007.

10 Dazu weiterführend der Beitrag des Verfassers: *Doch nur ein Strohflecken? Von der „kurzen“ Geschichtsschreibung über die deutschen Gewerkschaften*, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* (36) 2006, S. 105–114. Zu den Gewerkschafterbiografien vgl. die Literaturhinweise unten.

## Eine Doppelbiografie als Fallbeispiel: Maria Weber und Gerd Muhr

Und wie sieht sie dann aus, die für eine breitere Rezeption geeignete historische Gewerkschaftsbetrachtung? Ein allgemeingültiges „Rezept“ mit genau definierten „Zutaten“ gibt es dafür wohl nicht. Aber es würde womöglich bereits helfen, wenn dem wissenschaftlichen Metier entstammende Autoren, die für eine populäre Zielgruppe tatsächlich schreiben wollen, einige „Küchenregeln“ beherzigten. Mit akademischen Diskursen, Thesen und Antithesen sowie einer brillanten Beweisführung noch dazu im wissenschaftlichen Jargon ist diese Zielgruppe aller Erfahrung nach nicht zu gewinnen. Vielleicht hilft es, sich an dem Genre des historischen Lesebuches zu orientieren, das an akademischen Orten, an denen man sich der Geschichtsvermittlung im öffentlichen Raum seit Jahren erfolgreich stellt, zunehmend Anwendung findet.<sup>11</sup> Doch jenseits der Methodik und Darstellung, die von der Zuwendung des Autors zu den von ihm angesprochenen Rezipienten begleitet sein sollte, scheint die Definition des biografischen Themas entscheidender. Wie wir gesehen haben, ist allein die „Prominenz“, und dies gilt wohl in Bezug auf den Autor als auch die geschilderte Persönlichkeit, für Gewerkschafterbiografien kein hinreichend geeignetes Auswahlkriterium, das quasi für sich selbst Aufmerksamkeit generiert. Und weil man davon ausgehen muss, dass selbst Führungsfiguren in der Gewerkschaftsbewegung der Vergangenheit von der benannten Zielgruppe heute nicht mehr zwingend sinnstiftend zugeordnet werden können, hat die Biografie über den Funktionär oder die Funktionärin aus der ersten Reihe gegenüber der Lebensbeschreibung eines Protagonisten aus der zweiten oder dritten Reihe keinen anzunehmenden Aufmerksamkeitsbonus. Die Gewerkschafterbiografie muss sich ihr Publikum „erarbeiten“. Sie hat dazu bei einem breiter definierten Rezipientenkreis eine Chance, wenn sie mit Bezügen von der Zeitgeschichte zur Aktualität aufwarten kann und darüber hinaus Spannungsbögen oder überraschende Einsichten in die Gewerkschaftswelt anzubieten hat. Dann besteht die berechtigte Hoffnung, eine populäre Zielgruppe aus der Gegenwart abzuholen und in die Vergangenheit entführen zu können.

Ob ein solches Unterfangen erfolgreich ist, entscheidet am Ende der Leser. Dennoch soll an dieser Stelle darüber berichtet werden, warum mit einer Doppelbiografie über Maria Weber und Gerd Muhr<sup>12</sup> den vorgenannten Annahmen recht weitgehend entsprochen werden könnte. Maria Weber und Gerd Muhr gehören zu den gesellschaftspolitischen Persönlichkeiten der Bundesrepublik, die aus dem Hintergrund ihren politischen Einfluss geltend machten. Vor allen Dingen jedoch waren sie führende Mitarbeiter des DGB. Von 1956 bis 1982 (Maria Weber) respektive von 1969 bis 1990 (Gerd Muhr) bestimmten sie in verant-

- 11 Wie am Institut für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum, wo in der Verbindung mit dem Haus der Geschichte des Ruhrgebiets entsprechend gearbeitet wird. Vgl. als Publikationen zuletzt Klaus Tenfelde/Thomas Urban (Hg.): *Das Ruhrgebiet. Ein historisches Lesebuch*, Essen 2010. Im biografischen Kontext Karl-Christian Führer: *Carl Legien 1865–1925. Ein Gewerkschafter im Kampf um ein „möglichst gutes Leben“ für alle Arbeiter*, Essen 2009.
- 12 Der Verfasser bezieht sich im Folgenden auf seine Publikation: *Anders links sein. Auf den Spuren von Maria Weber und Gerd Muhr*, Essen 2011.

wortlicher Vorstandstätigkeit und als stellvertretende Vorsitzende<sup>13</sup> einen wichtigen Teil der Geschichte des DGB. Beide sind unterdessen verstorben: Maria Weber im Jahr 2002 im Alter von 82 Jahren in Essen, Gerd Muhr zwei Jahre zuvor 75-jährig in Düsseldorf.

Als Gerd Muhr 1969 als stellvertretender Vorsitzender des Gewerkschaftsbundes seine sozialpolitischen Aufgaben beim DGB übernahm, sollte er in der beginnenden Hochphase der internationalen gewerkschaftlichen Sozialpolitik sogleich eine tragende Rolle spielen. Aufgrund seiner Tätigkeit im Vorstand der IG Metall unter Otto Brenner war Muhr als Kenner der Sozialpolitik national bekannt. Durch sein starkes internationales Engagement im DGB erwarb er sich alsbald auch einen Ruf als internationaler Experte. Im Wirtschafts- und Sozialausschuss der Europäischen Gemeinschaft, dem Muhr seit 1970 angehörte und von 1984 bis 1986 als Präsident vorstand, entfaltete er seine Aktivitäten. Vor allem aber im Verwaltungsrat der Internationalen Arbeitsorganisation, in dem er als Sprecher der Arbeitnehmergruppe 1980 bis 1990 und schließlich als erster Deutscher im Amt des Präsidenten Verantwortung übernahm, entwickelte Muhr ein außenpolitisches Profil. Sein Name ist bis heute verbunden mit konkreten Vorstellungen von einem sozialen Europa, der Unterstützung der Demokratisierung in Griechenland, Spanien, Portugal und Polen, der Anti-Apartheid-Politik im Süden Afrikas oder der Debatte um die politische Begleitung der Globalisierung.

Überraschende Einblicke in die Welt eines Gewerkschaftsfunktionärs bietet Gerd Muhr damit gleich in mehrfacher Weise. Wir haben uns heute daran gewöhnt, die Gewerkschaften vorrangig, ja mitunter ausschließlich als betriebs- und tarifpolitisch wirkenden Interessenverbund wahrzunehmen. Man muss hinzufügen, dass die historische Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung seit den 1950er Jahren dieser Einschätzung zu einem erheblichen Teil entspricht und dass die dominierende betriebspolitische und tarifpolitische Selbstwahrnehmung vieler Gewerkschafter damit wenigstens korrespondiert.<sup>14</sup> Übersehen wird, heute häufiger als in der jüngeren Vergangenheit, dass die Gewerkschaftsbewegung immer auch eine politische Bewegung gewesen ist. Zwar war das Ringen der Gewerkschaften und insbesondere ihres Dachverbandes, des DGB, stets den politischen Konjunkturen in der Geschichte der Bundesrepublik unterworfen – und glich häufig genug einem „Kampf gegen Windmühlen“. Dennoch hatte und hat der Deutsche Gewerkschaftsbund eine politische Aufgabe und ein politisches Programm und war bemüht, es in Konkurrenz mit anderen Interessengruppierungen so weit wie möglich durchzusetzen. Für den in Vergessenheit geratenen politischen Funktionärstyp in den Gewerkschaften stand Gerd Muhr in besonde-

13 Maria Weber war von 1972 bis 1982 stellvertretende DGB-Vorsitzende, Gerd Muhr von 1969 bis 1990 stellvertretender DGB-Vorsitzender.

14 Auch aktuelle Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft verstärken diesen Trend. Abgesehen von der historischen Biografieforschung werden Gewerkschaften heute in Studien berücksichtigt, die über eine moderne historische Unternehmensforschung oder die Erkundung historischer Arbeitswelten Elemente des Gewerkschaftswesens streifen. Häufig ist die Betriebs- oder Tarifpolitik dabei zwangsläufig von vorrangiger Bedeutung. Eine Mentalitätsgeschichte des politischen Verhaltens in den Gewerkschaftsvorständen und ihren Administrationen, in Wechselwirkung zu sozial- und kulturgeschichtlichen Parametern oder auch eine systematische Untersuchung etwa von Meinungsbildungsprozessen in den politischen Stäben der Gewerkschaften, als soziales Handlungsfeld betrachtet, findet selten statt.

rer Weise. Von den 1970er Jahren bis zur deutschen Wiedervereinigung war er „Cheffobbyist“ der gewerkschaftlichen Sozialpolitik, dem wohl wichtigsten Politikfeld im DGB, und mithin „counterpart“ der Arbeits- und Sozialminister Arendt, Ehrenberg oder Blüm. Gewerkschaftliche Erfolge begleiteten Muhrs Karriere, zugleich aber auch schmerzhaftes Niederlagen, die seit Mitte der 1970er Jahre stetig zunahmen und ihn ausweichen ließen auf andere „Spielfelder“, auf denen er für die Gewerkschaften politischen Einfluss geltend machen konnte. Zu beobachten ist so der „Schattenmann“ Gerd Muhr, der im Hintergrund eines großen, vor amerikanischen Gerichten abgehaltenen Prozesses der Bundesrepublik Deutschland gegen international agierende Pharmakonzerne gegen illegale Wirtschaftspraktiken die Fäden zog und damit aufzuklären half, in welcher Weise die deutsche Sozialversicherung systematisch geschädigt wurde. Zu beobachten ist aber auch der international agierende „Außenpolitiker“ Gerd Muhr, der aufgrund seines außergewöhnlichen diplomatischen Talents in der Internationalen Arbeitsorganisation, den „United Nations of Labour“, in den 1970er und 1980er Jahren eine rasante Karriere bis an die Spitze jener Weltgemeinschaft für soziale Fragen machte. Mit diesem Aufstieg wurde Muhr in die allgemeinen Fragen der auswärtigen Politik involviert und zu einer wichtigen außenpolitischen Stimme der deutschen und internationalen Gewerkschaftsbewegung. Wie ein deutscher Gewerkschafter auf diese Weise im Ost-West-Konflikt zu vermitteln versuchte, sich gegen die Obristen in Griechenland engagierte oder für Lech Wałęsa und den Befreiungskampf der Solidarność, ist aus der Perspektive, aus der wir gegenwärtig die Gewerkschaften und ihre Funktionäre mehrheitlich betrachten, erhellend und überraschend zugleich.

Ein Schwerpunkt von Muhrs außenpolitischer Arbeit in der Internationalen Arbeitsorganisation war Afrika: sein Eintreten für die Entschuldung, gegen die Apartheid zur Unterstützung Nelson Mandelas, aber auch für die Einführung von sozialpolitischen Mechanismen zur Korrektur negativer Globalisierungsfolgen. Gerade hier zeigen sich unmittelbare Gegenwartsbezüge. Als im Juni 2007 Globalisierungsgegner um die Organisation Attac gemeinsam mit anderen Initiativen während des Gipfeltreffens der einflussreichsten Industrieländer in Heiligendamm für einen Schuldenerlass für Afrika und eine gerechte Welthandelspolitik protestierten, waren deutsche Gewerkschafter daran zwar beteiligt. In der Berichterstattung über das Ereignis traten sie allerdings kaum in Erscheinung. In den wichtigen Fragen der Weltsozialpolitik finden heute andere Stimmen als die der Gewerkschaften Gehör. In einer vor kurzem veröffentlichten Studie über die Chancen einer „Einhegung“ der globalisierten Ökonomie kamen von den Gewerkschaften beauftragte Wissenschaftler zu dem Ergebnis, dass der Einsatz weltweit gültiger Sozialstandards und die Durchsetzung ihrer Rechtsverbindlichkeit über das Welthandelsrecht als ein Schlüssel der künftigen Globalisierungspolitik anzusehen seien.<sup>15</sup> Damit, auch mit der Forderung nach Sozialklauseln im Welthandels-

15 Felix Ekardt: Welthandelsrecht und Sozialstaatlichkeit. Globalisierung und soziale Ungleichheit, Hans-Böckler-Stiftung – Arbeitspapier 170, Düsseldorf 2009. Felix Ekardt ist eine wichtige Stimme in der deutschen Globalisierungsforschung. Er ist Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Universität Rostock und leitet eine Forschergruppe, die sich mit Nachhaltigkeit und Klimapolitik befasst.

recht, hat sich kaum ein anderer deutscher Gewerkschafter so eingehend befasst wie Gerd Muhr – und das bereits in den siebziger Jahren. Offensichtlich, so ließe sich folgern, wäre für die Gewerkschaften ein ausgeprägtes historisches Bewusstsein hinsichtlich ihrer eigenen Akteure und ihrer Leistungen von konkreter praktischer Relevanz – um im Wortsinne selbstbewusster beispielsweise auf dem Gebiet der Globalisierungspolitik und der Weltsozialpolitik agieren zu können.

In den ersten drei Dekaden nach der Gründung des DGB war Maria Weber *die* herausragende weibliche Führungskraft der deutschen Gewerkschaftsbewegung. In ihrer Zeit waren Gewerkschafterinnen in verantwortungsvollen Spitzenämtern selten und eine Mitarbeiterin, die schon im Alter von 36 Jahren in einen gewerkschaftlichen Vorstand einzog, in jedem Fall die Ausnahme. Über viele Jahre sollte sich Maria Weber in dieser Funktion behaupten und 1972 als Nachfolgerin Bernhard Tackes zur stellvertretenden Vorsitzenden des DGB und zur Leitfigur der christlich-sozialen Gewerkschafter aufsteigen. In der gewerkschaftlichen Frauenpolitik ging es ihr um die Gleichberechtigung für Arbeitnehmerinnen bei Lohn und Arbeit sowie im Sozial- und Arbeitsrecht. An einer Schnittstelle der Frauen- und Bildungspolitik wurde in den 1970er Jahren unter ihrer Führung ein vorausblickender Wertewandel in den Gewerkschaften eingeleitet. Wie sollten die Kinder berufstätiger Frauen aufgezogen werden, ohne sie sozial zu benachteiligen? In einem emotional schwierigen Themenbereich geleitete Maria Weber die Gewerkschaften von der einseitigen Bevorzugung des Mutterschutzes zur Forderung nach Betreuungskonzepten für Kleinkinder und Schüler (Ganztags- und Gesamtschule) – auch um die beruflichen Perspektiven für Frauen zu verbessern.

Als Mitglied der CDU war Maria Weber ihrer Partei damit um gut 30 Jahre voraus. Erst heute – und noch immer mit Einschränkungen – vertreten Christdemokraten den Vorrang von Betreuungskonzepten und der Berufstätigkeit von Müttern vor der sogenannten „Hausfrauenehe“. Dabei ist gerade am Beispiel der Familienpolitik zu studieren, wie die Gewerkschafterin Maria Weber gemeinsam mit ihren christlich-sozialen Kolleginnen aus dem DGB, allen voran Irmgard Blättel und Trude Rau, in den 1970er Jahren den Einfluss der Gewerkschaften auf Politikfelder in der CDU zu vergrößern versuchte. In den Sozialausschüssen der CDU erweckten die Gewerkschafterinnen die Arbeitsgemeinschaft für berufstätige Frauen zu neuem Leben, wählten Maria Weber zu ihrer Vorsitzenden und „infiltrierten“ fortan systematisch die Führungsspitze der CDA mit gewerkschaftlich-weiblichem Personal und Gedankengut – mit Einfluss auf die Programmatik der CDU. In jenen Jahren wurde CDU-Politik für erwerbstätige Frauen häufig im Hans-Böckler-Haus gemacht, am Düsseldorfer Sitz des DGB, von wo aus Maria Weber und ihre Mitstreiterinnen die Fäden zogen. Überraschend sind solche Einblicke nicht nur, weil die Familienpolitik in der Regel nicht als gewerkschaftliches Kerngeschäft wahrgenommen wird, sondern auch, weil die Gewerkschaften damit auf Traditionen ihrer modernisierenden Kraft im Bereich bürgerlicher Erziehungs-, Bildungs- und Familienvorstellungen hingewiesen werden.

Überraschend ist zugleich, an der Biografie Maria Webers zu erkennen, dass eine überzeugte und aktive Katholikin fortschrittliche frauen- und familienpolitische Perspektiven frühzeitig entwickeln und politisch vertreten konnte. Eine wesentliche Triebfeder für Maria

Webers politische Projekte war stets ihr enger, mitunter emotionaler christlicher Glaube, ihr Katholizismus und ihre enge Verbindung zur katholischen Soziallehre. In unterschiedlichen, der katholischen Kirche sehr nahe stehenden Gremien hatte sie wichtige Aufgaben: als Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken etwa oder in der Kommission für gesellschaftspolitische Fragen der Deutschen Bischofskonferenz. Dabei schien Maria Webers Politik wie auch ihre Persönlichkeit für manche auf den ersten Blick widersprüchlich gewesen zu sein: moderne Familienpolitik und katholische Prägung, Frontfrau der gewerkschaftlichen Frauenpolitik und Gegnerin der Reform des Paragraphen 218 Strafgesetzbuch, im Trägerrock oder in Kostüm mit Brosche unter den jugendlichen, politisierten Frauen in der Ära der Neuen Frauenbewegung nach 1968. Wer genauer hinsieht, wird jedoch erkennen, dass Maria Weber, biografisch nachhaltig geprägt, für miteinander übereinstimmende Grundüberzeugungen stand, die mit der politischen Unabhängigkeit der Einheitsgewerkschaft, verstanden als Fusion vor allem der freigewerkschaftlich-sozialdemokratischen und christlich-katholischen Richtung, auf das Engste verknüpft waren. Und so legte sie sich in ihrem Verantwortungsbereich regelmäßig und vernehmbar mit dem klaren, direkten Wort, das man in ihrer Heimat, dem Ruhrgebiet, pflegte, und mit ihrer ganz eigenen Strahlkraft mit den politischen Granden an: nicht nur mit Bundeskanzler Helmut Schmidt, der Maria Weber in der beruflichen Bildungspolitik nicht fortschrittlich genug war. Vor allem stritt sie mit den Parteigrößen aus CDU und CSU: mit dem jungen Parteivorsitzenden Helmut Kohl um die Arbeitnehmerorientierung der CDU, mit dem CDU-Generalsekretär Kurt Biedenkopf wegen seiner Gewerkschaftsangriffe in der „Filzokratie-Kampagne“ und mit Franz Josef Strauß, den sie wegen seiner Ablehnung der Gesamtschule im Vorfeld der Bundestagswahlen von 1980, bei denen der bayerische Ministerpräsident für die Union kandidierte, gezielt angriff und vom Arbeitnehmerflügel der CDU weiter entfremdete.

Heute ist die Frage der starken politischen Vertretung der Gewerkschaften unter Erhalt der politischen Unabhängigkeit der Gewerkschaftsbewegung aktueller denn je. Mit dem Verlust der politischen Bindungskraft der Sozialmilieus, der schwierigen Mehrheitsbeschaffung und steigenden Variationsbreite von Koalitionen im unterdessen (wieder) etablierten Fünf-Parteien-System ist die Labilität des politischen Meinungsbildungsprozesses hinsichtlich der Kontinuität und Stabilität inhaltlicher Positionen der Parteien signifikant verstärkt. Für die Gewerkschaften ist das Ende der Ära parteipolitischer Exklusivbeziehungen erreicht. Sie werden die Interessen ihrer Mitglieder künftig immer mehr aus einer Position der eigenen politischen Stärke und der politischen Unabhängigkeit vertreten müssen.<sup>16</sup> Für die damit mehr denn je geforderte politische Unabhängigkeit bietet kaum eine andere Persönlichkeit aus den Reihen des DGB eine so starke und zugleich so streitbare Identität wie Maria Weber. Sie steht dafür, durch ihre offensive Positionierung als Einheitsgewerkschafterin – in der Abgrenzung zur Mehrheit der sozialdemokratischen Funktionäre im DGB, gegenüber der CDU und CSU und den Sozialausschüssen der CDA sowie auch gegenüber der katholischen Kirche immer dann, wenn es aus Sicht der Gewerkschafterin Weber not-

16 Vgl. erweiternd Anne Seibring: Die Gewerkschaften im Fünf-Parteien-System der Bundesrepublik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 13/14 (2010), S. 29–35.

wendig war – der schwierigen Normalisierung im Binnenverhältnis der freigewerkschaftlichen und christlichen Gewerkschaftskultur in den 1970er Jahren Linie und Führung gegeben zu haben: indem sie selbst ihre eigene politische Unabhängigkeit als Gewerkschafterin immer wieder eindrucksvoll unter Beweis stellte.

In der gegenwärtig schwierigen politischen Situation, in der sich die Gewerkschaften befinden – und damit ließe sich ein Bogen von der Aktualität der Ereignisse zurück in die Geschichte und zu Gerd Muhr spannen –, sind die Gewerkschaften auf alternative politisch-gesellschaftliche Allianzen angewiesen. Dabei haben die Kontakte zum Lager der Ökologie- und Globalisierungsbewegung spätestens mit der Neubesetzung des geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB im Jahre 2006 einen offiziellen Charakter erhalten. Mit Annelie Buntenbach, ehemalige Abgeordnete im Deutschen Bundestag für Bündnis 90/Die Grünen und im wissenschaftlichen Beirat von Attac engagiert, steht die heutige Nachfolgerin von Gerd Muhr im sozialpolitischen Ressort des Gewerkschaftsbundes für diesen Akzent der gesellschaftlich-politischen Öffnung der Gewerkschaftsbewegung in das politisierte, häufig bürgerliche Lager der Globalisierungsgegner und Ökologiebewegten. In diese Politik hätten der Globalisierungskritiker Muhr, auch mit seinen ökologischen Thesen, und die Christin Weber, die Familienpolitik in der bürgerlichen Volkspartei zu modernisieren versuchte, hervorragend gepasst – und das vor 40 Jahren.

### Wissenschaftlich inspiriert, wissenschaftlich inspirierend

Wie man sehen kann, gibt es überraschende Perspektiven beim biografischen Blick hinter die Kulissen der Gewerkschaftswelt und tragfähige Spannungsbögen von der Zeitgeschichte in die politische Gegenwart, die Gewerkschafterbiografien aufzeigen können. Das ideelle Motiv, einer gewerkschaftsnahen Öffentlichkeit damit eine Möglichkeit zu eröffnen, am historischen Beispiel Aspekte des aktuellen gewerkschaftlichen Fremd- und Selbstverständnisses kritisch zu hinterfragen und das eigene Bewusstsein zu erweitern, wird anschaulich. Aber solche ideellen Motive allein befriedigen Wissenschaftler nicht, und zwar mit Recht. Die Brücke zwischen den „Erinnerungsfacharbeitern“ und einer „gewerkschaftsinteressierten Öffentlichkeit“ muss wechselseitig und aufeinander zugehend besritten werden. Das meint für den Wissenschaftler, der sich an einen breiteren Rezipientenkreis zu wenden versucht, dass er durch den „state of the art“ seiner Disziplin, in diesem Fall vor allem der historischen Gewerkschaftsforschung und der historischen Biografik, „inspiriert“ sein muss. Für den Leser besteht dadurch die Chance auf einen Text, der – vordergründig als historisches Lesebuch erscheinend – nach wissenschaftlichen Standards und mit wissenschaftlichen Methoden erarbeitet wurde. Doch auch für die „scientific community“ besteht eine Chance auf Erkenntnisgewinne, die man Texten für populäre Zielgruppen gemeinhin nicht zubilligt.

Allein für das spezifische Genre der Doppelbiografie könnte man am Beispiel von Maria Weber und Gerd Muhr eine wissenschaftliche Methodendebatte beginnen. Geboren wurde dieser experimentelle Zugang aus der Absicht, anhand von zwei Vertretern – der eine die Mehrheit der sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Gewerkschaftsfunktionäre reprä-

sentierend, die andere die Minderheit der christlich-sozialen – die häufig problematische Realität der Einheitsgewerkschaft zu erfassen. Beide Akteure arbeiteten über einen sehr langen Zeitraum von 1969 bis 1982 gemeinsam an der Spitze der gewerkschaftlichen Funktionspyramide des DGB und hatten in der Schnittmenge ihrer Geschäftsbereiche zuweilen gemeinsame Aufgaben und Interessen, die sie trotz ihrer unterschiedlichen parteipolitischen Präferenzen in Übereinstimmung umzusetzen vermochten. Dazu treten Spannungsbögen durch die gleichzeitige Nähe und Distanz zwischen Maria Weber und Gerd Muhr: ihre gemeinsame Zugehörigkeit zur Generation der „45er“ bei unterschiedlichen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg an Front und Heimatfront; ihre gemeinsame frühe Prägung im katholischen Milieu, die Maria Weber ein Leben lang bestimmte, während Gerd Muhr sich von seiner katholischen Herkunft und von seinem Glauben lossagte; ihr vergleichbarer Aufstieg zu „Stellvertretern“ und als „Fachfunktionäre“, den beide mit spezifischen Persönlichkeitsmerkmalen unterstützten – wobei diese wieder völlig unterschiedlich waren; dazu treten Gegensatzpaare im Bereich der politischen Orientierung – Christlich-Soziale versus Sozialdemokrat –, in den Kategorien Geschlecht – Funktionärin versus Funktionär – und Karriere – Aufstieg über den Gewerkschaftsbund versus über eine starke Einzelgewerkschaft. Diese vielfachen Anknüpfungspunkte für vergleichende Perspektiven schaffen Spannungsfelder in einer Doppelbiografie der „Typverschiedenen“ mit gemeinsamem Nenner. Das bietet nicht nur Möglichkeiten für ein kreatives Textarrangement. Es eröffnet zugleich wissenschaftliche Einsichten:

1. Trotz der wichtigen Arbeiten von Schroeder<sup>17</sup> und vereinzelter neuerer Beiträge<sup>18</sup> muss man die systematische Erforschung der Biografien christlich-sozialer Gewerkschafter im DGB und ihrer Leistungen für die politisch verstandene Einheitsgewerkschaft seit 1949 als eines der größeren Defizite der historischen Gewerkschaftsforschung beschreiben. Bis heute fehlt es an Biografien, an biografischen Essays oder nur an Artikeln in biografischen Handbüchern über die meisten Gewerkschafter mit christlich-sozialem Hintergrund. Selbst über die prominentesten unter ihnen liegen bis heute keine nennenswerten biografischen Arbeiten vor, die nach wissenschaftlichen Standards gearbeitet sind, das Archivgut auswerten oder die Überlieferung der (noch) vorhandenen Zeitzeugen sichern: Man denke nur an Matthias Föcher, Bernhard Tacke, Gustav (Gustl) Fehrenbach und natürlich Maria Weber für den DGB.<sup>19</sup> Während die Beziehungen zwischen Gewerk-
- 17 Wolfgang Schroeder: *Katholizismus und Einheitsgewerkschaft. Der Streit um den DGB und der Niedergang des Sozialkatholizismus in der Bundesrepublik bis 1960*, Bonn 1992; ders.: *Einheitsgewerkschaft und Sozialkatholizismus. Zur Enttraditionalisierung der politischen Kultur in den fünfziger Jahren*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 45 (1992), S. 43–54; ders.: *Christliche Sozialpolitik oder Sozialismus. Oswald von Nell-Breuning, Viktor Agartz und der Frankfurter DGB-Kongress 1954*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 39 (1991), S. 179–220; ders.: *Gewerkschaftspolitik zwischen DGB, Katholizismus und CDU 1945 bis 1960. Katholische Arbeiterführer als Zeitzeugen in Interviews*, Köln 1990.
- 18 Für die Zeit vor 1945 zuletzt wesentlich Bernhard Forster: *Adam Stegerwald 1874–1945. Christlich-nationaler Gewerkschafter, Zentrumspolitiker, Mitbegründer der Unionsparteien*, Düsseldorf 2003.
- 19 M.W. wird oder wurde über keinen dieser Protagonisten bis heute systematisch geforscht und einschlägig publiziert – von Kurztexten und möglicherweise aufgenommenen Dissertationsprojekten

schaften und Volksparteien am Beispiel der Sozialdemokratie immer wieder wissenschaftlich Beachtung fanden, ist die Interaktion zwischen DGB und CDU von den 1960er Jahren bis heute kaum berücksichtigt worden. Hier schlägt die Biografie Maria Webers für die Arbeit der christlichen Gewerkschafterin und mit der CDU des aufstrebenden Helmut Kohl einen der ersten Erkenntnispfade.

2. Durch den doppelbiografischen Ansatz gelingt eine feste Verankerung der Gender-Perspektive. Besonders Maria Weber, die seit 1956 als Nachfolgerin von Thea Harmuth im Bundesvorstand des DGB für die Frauenpolitik zuständig war, bietet hierfür eine interessante Persönlichkeit. Einer traditionellen Generation von Gewerkschaftsfunktionärinnen angehörend, verzichtete Maria Weber wie viele ihrer Funktionärskolleginnen auf ein eigenes Familienleben.<sup>20</sup> Sie kompensierte dies durch ein Leben in der Großfamilie und durch gute, enge Freundinnen, die sie als Gefährtinnen in ihrem Privatleben begleiteten. Als in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren die Neue Frauenbewegung in den Gewerkschaften Impulse setzte, war dies für Maria Weber eine persönliche Herausforderung. Denn mit Teilen der nun in die Gewerkschaften getragenen Forderungen konnte sie sich vor ihrem katholisch-christlichen Hintergrund nicht anfreunden (Schwangerschaftsabbruch), in vielen anderen Bereichen agierte sie für ihre Generation und im Umfeld junger und aufstrebender Kolleginnen auffallend modern (Arbeitsschutz für Frauen, Familienpolitik und Kinderbetreuung).

In Bezug auf ein geschlechtsspezifisches Rollenverständnis der männlichen Gewerkschaftsfunktionäre war Gerd Muhr offenbar – in Grenzen – fortschrittlich. In geschlechtergeschichtlichen Studien über die deutschen Gewerkschaften nach 1949 wurde in den letzten Jahren mit sachlicher Berechtigung auf den Paternalismus oder die patriarchalischen Strukturen in vielen Gewerkschaftsvorständen hingewiesen.<sup>21</sup> Bis in die 1970er Jahre und zum Teil weit darüber hinaus mussten Funktionärinnen „Minderheitenschutz“ anmelden. Nach Angaben seiner Mitarbeiterin Ursula Engelen-Kefer agierte Muhr jedoch intern mit einem modernen, vorurteilsfreien und die Mitarbeit von Frauen fördernden Führungsstil. Er unterstützte nachdrücklich die Gewerkschaftskarriere der de facto alleinerziehenden Mutter Engelen-Kefer in einem gewerkschaftlichen Umfeld, in dem es nicht üblich war, als Mutter und Akademikerin zugleich auch ambitionierte Funktionärin zu sein.<sup>22</sup> Nachdem bisher der wissenschaftliche Blick auf die Geschlechterverhältnisse in den Gewerkschaften eher von der Polarisierung zwischen patriarcha-

einmal abgesehen. Die Liste ließe sich mit Blick auf die Einzelgewerkschaften fortsetzen.

- 20 Im Vergleich dazu entsprach Muhr – verheiratet, mehrere Kinder – dem Rollenmuster des männlichen Funktionärs mit Familie.
- 21 Die Begriffe „Patriarchat“ und „Paternalismus“ auf die Gewerkschaften m. E. erstmals systematisch angewandt bei: Claudia Pinl: *Das Arbeitnehmerpatriarchat – Die Frauenpolitik der Gewerkschaften*, Köln 1977. Als neuere Studien dazu: Susanne Knoblich: „Mit Frauenbewegung hat das nichts zu tun“. *Gewerkschafterinnen in Niedersachsen 1945 bis 1960*, Bonn 1999; Brigitte Kassel: ... letztlich ging es doch voran! *Zur Frauenpolitik der Gewerkschaft ÖTV 1949–1989*, Reutlingen 2001. Aufschlussreich auch Susanne Kreuzer: *Vom „Liebesdienst“ zum modernen Frauenberuf. Die Reform der Krankenpflege nach 1945*, Frankfurt am Main 2005.
- 22 Gespräch mit Ursula Engelen-Kefer. Vgl. dazu auch ihre Memoiren.

lischen Funktionären und sich emanzipierenden Funktionärinnen geleitet war, sollte die am Beispiel von Maria Weber und Gerd Muhr zu studierende Verteilung differenzierter Geschlechterrollen zu einer Erweiterung der Gender-Perspektive in Bezug auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gewerkschaften beitragen können.

3. Der historischen Gewerkschaftsforschung fehlt eine systematisch arbeitende, historische Elitenforschung.<sup>23</sup> Auf diesen Mangel weisen Historiker seit Jahren hin,<sup>24</sup> und dennoch ist es bis heute aus unterschiedlichen Gründen nicht gelungen, dieses Forschungsdefizit hinreichend zu beheben. Die in den letzten Jahren erschienenen biografischen Studien über bedeutende Gewerkschaftsführer wie Hans Böckler, Otto Brenner oder Eugen Loderer können diese Forschungslücke nicht schließen, denn sie liefern nur sehr begrenzt belastbare Hinweise über Persönlichkeiten oder Karrieremuster gewerkschaftlicher Spitzenkräfte im Allgemeinen.<sup>25</sup> Will man sich darüber informieren, bleibt dem Gewerkschaftsforscher angesichts des Mangels an fundierten biografischen Informationen meist nichts anderes übrig, als auf die sozialwissenschaftlich geprägte Elitenforschung der 1970er Jahre zurückzugreifen.<sup>26</sup> Diese arbeitete allerdings nicht biografisch – ausgehend von der Beschreibung des Individuums –, sondern mit den Methoden der empirischen Erfassung von Gruppen und ihrem Sozialprofil. Man kann aus ihr beispielsweise erfahren, dass in den Führungsgruppen der Deutschen Postgewerkschaft (vor 1976) 36 Prozent einen Volksschulabschluss, 46 Prozent Mittlere Reife und 11 Prozent das Abitur aufzuweisen hatten.<sup>27</sup> Solche Erkenntnisse reflektieren in der Geschichtswissenschaft nach dem „linguistic“ oder „cultural turn“ aber nur noch bedingt vorrangige Interessen. Anstelle von Klassenlagen wird seither eher nach Sinnstiftungs- oder Wahrnehmungsprozeduren gefragt, wodurch das menschliche Individuum und mithin die

- 23 Der Begriff „Elite“ wird hier und im Folgenden auf Gewerkschafter nicht mit der Konnotation des „Elitären“ angewandt, sondern im methodisch reflektierten Bezug auf Begriffe sozialwissenschaftlicher Elitentheorien (vor allem auf den der „Funktionselite“). Vgl. einführend Wilhelm Heinz Schröder/Wilhelm Weege/Martina Zech: Historische Parlamentarismus-, Eliten- und Biografieforschung, Köln 2000; Beate Kraus: Die Spitzen der Gesellschaft. Theoretische Überlegungen, in: dies. (Hg.): An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz 2001, S. 7–62.
- 24 Dies war ein Ergebnis der Tagung von Gewerkschaftshistorikern zum Thema „Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit: Prägung – Funktion – Leitbilder“, die Ende 2003 in Bochum stattfand. Vgl. dazu: Die „Gewerkschaftselite“. Konferenzbericht der Tagung „Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit – Prägung, Funktion, Leitbilder“, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 31 (2004), S. 277–282, hier bes. S. 282.
- 25 Ulrich Borsdorf/Karl Lauschke: Hans Böckler. Band 1: Erfahrungen eines Gewerkschafters 1875 bis 1945, Band 2: Gewerkschaftlicher Neubeginn 1945 bis 1951, Essen 2005; Jens Becker/Harald Jentsch: Otto Brenner. Eine Biografie, Göttingen 2007. Dazu Otto Brenner: Biografie, Reden, Briefe, Göttingen 2007. Zu Loderer Klaus Kempster: Eugen Loderer und die IG Metall. Biografie eines Gewerkschafters, Filderstadt 2003.
- 26 Vgl. etwa Claus Winfried Witjes: Gewerkschaftliche Führungsgruppen. Eine empirische Untersuchung zum Sozialprofil, zur Selektion und Zirkulation sowie zur Machtstellung westdeutscher Gewerkschaftsführungen, Berlin 1976; Reinhard Jühe: Soziale Herkunft und Aufstieg von Gewerkschaftsfunktionären, Köln 1977; Manfred Wilke: Die Funktionäre. Apparat und Demokratie im Deutschen Gewerkschaftsbund, München 1979.
- 27 Witjes, S. 99.

Biografik in den Fokus rückt. Über die Sozialisation, das Wachsen politischer Überzeugungen, die gewerkschaftspolitische Prägung und Persönlichkeit der gewerkschaftlichen Führungskräfte nach 1949 wissen wir, biografiegeschichtlich betrachtet, allerdings noch immer nahezu nichts. Die Topografie der Biografien gewerkschaftlicher Eliten ist nach wie vor eine Karte voller weißer Flecken.

Dringend erforderlich sind demnach Ergebnisse einer gewerkschaftlichen Elitenforschung, die durch eine Zuordnung zu Funktionseliten<sup>28</sup> die historische Relevanz von Personen bestimmt, die Karriereauffälligkeiten als Maßstab für die Bedeutung einer Biografie erkennt und die, ausgehend vom beruflichen Umfeld, Persönlichkeitsmerkmale in den Blick nimmt, die von einer modernen Elitenforschung als wichtige Kriterien angesehen werden.<sup>29</sup> Die Doppelbiografie über Maria Weber und Gerd Muhr entspricht diesem Anforderungsprofil recht weitgehend. Als Funktionselite der Gewerkschaftsvorstände und stellvertretenden Vorsitzenden repräsentieren beide das gewerkschaftliche Spitzenpersonal, das im Schatten der prominenten Gewerkschaftsführer stand und bis heute biografiegeschichtlich kaum berücksichtigt wurde.<sup>30</sup> Karriereauffälligkeiten kann man einerseits durch Brüche oder die Ausnahme von einer Norm definieren. Dies trifft etwa zu auf Hans Matthöfer, der eine nicht bis ins Vorstandsamt führende Gewerkschaftskarriere bei der IG Metall mit einer beeindruckenden politischen Karriere fortsetzte und zugleich mit einer Unternehmertätigkeit verband.<sup>31</sup> Andererseits können Karriereauffälligkeiten durch besondere Merkmale innerhalb einer Norm gekennzeichnet sein. Das ist bei Maria Weber und Gerd Muhr der Fall. Ihr Karriereverlauf ist trotz mancher Unterschiede (DGB-Karriere bei Weber versus Vorstandskarriere bei der IG Metall von Muhr) eher typisch für Gewerkschaftsvorstände ihrer Generation. Außergewöhnlich ist jedoch ihre Karrieredauer. Im Alter von nur 36 Jahren wurde Maria Weber

- 28 Dies ist der m. E. wichtigste Elitenbegriff für die gewerkschaftlichen Spitzenkräfte, der anknüpfen lässt an den Begriff der „funktionalen Differenzierung“ in Luhmanns Systemtheorie, die von Historikern der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte für eine moderne Geschichtsschreibung als wichtig angesehen wird. Vgl. Benjamin Ziemann: Sozialgeschichte jenseits des Produktionsparadigmas. Überlegungen zu Geschichte und Perspektiven eines Forschungsfeldes, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 28 (2003), S. 5–35; Dietmar Süß: A scheene Leich? Stand und Perspektiven der westdeutschen Arbeitergeschichte nach 1945, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 34 (2005), S. 51–76, hier bes. S. 58.
- 29 Diese moderne Forschungslinie in der Elitenforschung geht zurück auf Pierre Bourdieu und sein Habitus-Konzept. Zur Umsetzung vgl. bes. die Arbeiten von Michael Hartmann: *Klassenspezifischer Habitus oder exklusive Bildungstitel als soziales Selektionskriterium? Die Besetzung von Spitzenpositionen in der Wirtschaft*, in: Kraus (Hg.): *An der Spitze*, S. 157–208; ders.: *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*, Frankfurt am Main u. a. 2002; ders.: *Soziale Homogenität und generationelle Muster der deutschen Wirtschaftselite seit 1945*, in: Volker R. Berghahn/Stefan Unger/Dieter Ziegler (Hg.): *Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität*, Essen 2003, S. 31–50.
- 30 Eine Ausnahme ist Stefan Müller: *Gewerkschafter, Sozialist und Bildungsarbeiter. Heinz Dürrbeck 1912–2001*, Essen 2010.
- 31 Mit der Biografie Matthöfers nimmt Abelshäuser einen solchen modernen Ansatz der Biografik auf. Werner Abelshäuser: *Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer*, Bonn 2009.

1956 geschäftsführender Vorstand im DGB und füllte diese Aufgabe ohne Unterbrechung bis 1982 – also über 26 Jahre – aus. Mit 39 Jahren wurde Gerd Muhr 1963 in den Vorstand der IG Metall gewählt, bevor er von 1969 bis 1990 – also über 21 Jahre – als stellvertretender Vorsitzender des DGB tätig war. Maria Weber und Gerd Muhr zählen in der westdeutschen Gewerkschaftsgeschichte nach 1949 zu denjenigen Funktionären, die eine außergewöhnlich lange Gewerkschaftskarriere im gewerkschaftlichen Vorstandsamt aufweisen. Dies ist umso bemerkenswerter, da die Tätigkeit gewerkschaftlicher Vorstände auf Dauer ausgelegt war, worauf Schroeder zu Recht noch einmal hingewiesen hat.<sup>32</sup> Maria Weber und Gerd Muhr übertrafen mit ihrer Dienstzeit die meisten ihrer Kollegen erheblich. Nicht einmal von den prominenten Gewerkschaftsvorsitzenden Otto Brenner (IG Metall), Heinz Kluncker (ÖTV), Wilhelm Gefeller (IG CPK) oder Carl Stenger (DPG) wurde sie erreicht.

Die auffällige Karrieredauer lässt schließen auf einen besonderen Funktionärstypus, den Maria Weber und Gerd Muhr repräsentierten: den „Fachfunktionär“. Darunter ist nicht der gewerkschaftspolitische Dienstleister, der im Vorstandsamt mal diesen, mal jenen Geschäftsbereich zu administrieren hatte, zu verstehen. Gemeint sind Funktionäre, die vom Beginn ihrer Gewerkschaftstätigkeit an in bestimmten Fachgebieten tätig waren, dort Spezialwissen akkumulierten und durch „Alleinstellungsmerkmale“ in ihrer fachlichen, schließlich aber auch gewerkschaftspolitischen Qualifikation aufstiegen. Zwei Merkmale scheinen typisch gewesen zu sein für diese Gattung – zumindest ausgehend von Maria Weber und Gerd Muhr: die biografische Prägung auf die Fachgebiete, also eine Art lebensgeschichtliche Verbindung zur spezifischen Tätigkeit, und ein ergänzendes stimmiges Muster bei den Persönlichkeitsmerkmalen. Mit sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten wurde bei Maria Weber und Gerd Muhr die Glaubwürdigkeit als „Fachfunktionär“ unterstützt. Im Umkehrschluss führte das dazu, dass beide jenseits ihrer Fachgebiete, also auch in einer Funktion als Gewerkschaftsführer, nicht vorstellbar schienen. Sie waren mit ihren Fachgebieten derart eng verknüpft, dass sie einem DGB-Vorsitzenden nicht ernsthaft gefährlich werden konnten. Wenn man so will, waren sie damit ideale Stellvertreter.

Interessant ist der Hinweis auf die Verbindung zwischen Persönlichkeit oder Habitus auf der einen Seite und der Karriere auf der anderen Seite für den Elitenforscher, der insbesondere seit den Forschungen von Hartmann<sup>33</sup> für solche Wechselwirkungen sensibilisiert ist. Dass ein Mechanismus, der Bedingungen des persönlichen Aufstiegs in der Wirtschaft diktiert, in abgewandelter Form, aber dennoch ähnlich in der Gewerkschaftsbewegung zumindest exemplarisch nachweisbar zu sein scheint, liefert einen weiteren Fingerzeig, die gewerkschaftliche Elitenforschung noch genauer in den Blick zu nehmen. Trotz einer bemerkenswerten Anzahl erarbeiteter Biografien<sup>34</sup> wissen wir gerade über

32 Wolfgang Schroeder: Gewerkschaften als soziale Bewegung – soziale Bewegung in den Gewerkschaften in den Siebzigerjahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 243–265.

33 Vgl. den Hinweis auf die Literatur oben.

34 Vgl. neben den genannten Biografien etwa Ulla Plener: Theodor Leipart (1867–1947). Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild in Dokumenten, 2 Bde., Berlin 2000; Knud Andresen: Widerspruch als Lebensprinzip. Der undogmatische Sozialist Heinz Brandt (1909–1986),

Karrieremuster und Persönlichkeitsmerkmale aus der individuellen Perspektive viel zu wenig. Dabei müssten prominente Gewerkschaftsführer in für sie besonders prägenden Politikfeldern mehr Beachtung finden<sup>35</sup> und das Umfeld wenigstens der Gewerkschaftsvorstände berücksichtigt werden.<sup>36</sup> Dies ist besonders wichtig, da die Elitenforschung für die historische Gewerkschaftsforschung momentan eine Schlüsselstellung einnimmt. Dabei fügen sich Elitenforschung und historische Biografik nahtlos ein in einen weiteren Forschungszweig der Geschichtswissenschaft, der seit Jahren aktiv betrieben wird: die historische Generationsforschung.<sup>37</sup>

4. Auch der Aspekt der Generationen und Generationengeschichte kann in der Biografie Maria Webers und Gerd Muhrs als analytisches Element wiederentdeckt werden. Nun ist zu den Generationen in der Geschichte im letzten Jahrzehnt hinreichend publiziert worden. Man mag darüber streiten, inwiefern dies erkenntnisfördernd war und ob nicht gelegentlich auch der Versuch gescheitert ist, mit der Unschärfe einer Definition für große Gruppen den anthropologischen Faktor der Geschichte beschreiben zu wollen. Im Wesentlichen gehen unsere Muster und unser Verständnis von Generationen oder Sozialisationskohorten auch heute noch zurück auf den 1893 in Budapest geborenen Soziologen und Philosophen Karl Mannheim und seine Jugendsoziologie.<sup>38</sup> Mit den nach Herbert prägenden Generationen des vergangenen Jahrhunderts – der Kriegsjugendge-

Bonn 2007; Ursula Bitzegeio: Über Partei- und Landesgrenzen hinaus. Hans Gottfurcht (1896–1982) und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten, Bonn 2009. Als wichtige biografische Essays Peter Hübner: Im Parteauftrag. Herbert Warnke an der Spitze des FDGB und Michael Schneider: Walter Hesselbach. Bankier der Gewerkschaften, beide in: Karl Lauschke (Hg.): Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit – Prägung, Funktion, Leitbilder, Bochum 2006 (Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 35).

- 35 Zur gewerkschaftlichen Europapolitik könnte man auch eine Biografie schreiben – zum Beispiel die Heinz O. Vettters. In einem aktuellen Themenfeld „Risiko und Sicherheit, Militärgeschichte, historische Friedensforschung“ wären „gewerkschaftliche Verteidigungsminister“ wie Georg Leber von Interesse, dazu Ernst Breit mit seinem ausgeprägten Friedensengagement in den 1980er Jahren. Die Liste ließe sich fortsetzen.
- 36 Dabei wären Arbeitsdirektoren, die Leiter der gewerkschaftseigenen Unternehmen, Aufsichtsräte oder Betriebsratsvorsitzende nicht einmal berücksichtigt. Für solche topografischen Vermessungen benötigt die historische Gewerkschaftsforschung biografische Handbücher wie zuletzt – in einem ganz anderen historischen Kontext – von Siegfried Mielke (Hg.): Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biografisches Handbuch, 3 Bde., Berlin 2002–2005. Dazu ders. (Hg.): Gewerkschafterinnen im NS-Staat. Verfolgung, Widerstand, Emigration, Essen 2008.
- 37 Vgl. Heinz Bude: Die biografische Relevanz der Generation, in: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen 2000, S. 19–35; Andreas Schulz/Gundula Grebner: Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts, in: dies. (Hg.): Generationswechsel und historischer Wandel, München 2003, S. 1–23; Jürgen Reulecke (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003. Für die Arbeiterbewegungsgeschichte Klaus Schönhoven/Bernd Braun (Hg.): Generationen in der Arbeiterbewegung, München 2005.
- 38 Vgl. Karl Mannheim: Das Problem der Generationen, in: ders.: Wissenssoziologie. Auszug aus dem Werk, Berlin u. a. 1965, S. 509–565.

neration, den „45ern“ oder „68ern“<sup>39</sup> – geht die Geschichtswissenschaft seit längerer Zeit routiniert um und analysiert immer wieder neu – gerade in Biografien –, inwiefern die Muster passgenau sind oder aber auch nicht. Auch für Maria Weber und Gerd Muhr, die „45er“, lassen sich Generationsschemata deklinieren. Und gelegentlich ist dies interessant: wenn man etwa die Lebenswege der Metallgewerkschafter Muhr, Loderer, Matthöfer und Thönnessen<sup>40</sup> miteinander vergleicht. Besonders spannend aber ist Maria Weber: einerseits, weil sie als Angehörige der „45er“ schon in den 1950er Jahren in eine Spitzenposition gelangte und damit zwei Dekaden früher als die meisten anderen Mitglieder dieser Kohorte, die in den 1970er Jahren gesellschaftspolitisch dominierend wurde. Wie sich die Elite der 1970er Jahre als Elite der Adenauerzeit verhalten hätte – so könnte man kontrafaktisch fragen –, ließe sich am Beispiel Maria Webers studieren. Noch interessanter und in ihrem politischen Handeln konkret messbar ist ein anderes Generationsmerkmal Maria Webers. Sie gehörte einer Frauengeneration an, die das Alter, in denen Beziehungen gemeinhin gebildet wurden, in jenen Jahren durchschritt, die kriegsbedingt von der Abwesenheit möglicher Partner gekennzeichnet waren. Am Ende des Krieges teilten viele Frauen dieser Sozialisationskohorte das Schicksal, keinen Lebenspartner gefunden oder den Auserwählten im Krieg verloren zu haben – und in der Nachkriegszeit alleinstehend und ohne eigene Familie auf sich gestellt zu sein. Maria Weber dürfte ihre Situation, in Abweichung zu anderen kriegsbedingt alleinstehenden Frauen, nicht als großen Verlust empfunden haben. Das Fehlen einer eigenen Familie kompensierte sie im Privatleben wie erläutert. Die Mehrzahl der kriegsbedingt alleinstehenden Frauen hatte ihr Schicksal jedoch nicht selbst gewählt. Von anderen Frauen, die verheiratet waren, wurden sie zudem als unliebsame Konkurrentinnen wahrgenommen, die bei Festen und Tanzveranstaltungen angeblich gar Sitte und Moral gefährdeten. Jene alleinstehenden Frauen blieben häufig unter sich, auch weil sie in ihrem erzwungenen Lebensentwurf nicht dem entsprachen, was die Gesellschaft der 1950er Jahre für Frauen vorgesehen hatte. Denn sie mussten erwerbstätig sein, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und machten dabei gelegentlich Karriere, was für den Typus Ehefrau unvorstellbar schien. Für die Gewerkschaften jedoch waren diese Frauen eine der wichtigsten Organisationsgruppen in der Nachkriegszeit, ja geradezu eine frühe gewerkschaftliche Avantgarde unter den ansonsten zumeist schwer für die Gewerkschaften zu begeistern den Arbeitnehmerinnen. Denn unter ihnen war das Interesse am Beruf, an den Bedingungen der Arbeit und an einer starken Berufsvertretung viel ausgeprägter vorhanden als

- 39 Ulrich Herbert: Liberalisierung als Lernprozess. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: ders. (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 7–49, hier bes. S. 44. Zu den „45ern“ Dirk Moses: Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Neue Sammlung 40 (2000), S. 233–263; Heinz Bude: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation, Frankfurt am Main 1987. Ansätze gab es schon bei Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.
- 40 Zu Loderer und Matthöfer vgl. die bereits erfolgten Literaturhinweise. Werner Thönnessen: Mein Tor zur Welt. Ein Lebensweg als Gewerkschafter und Intellektueller, Hamburg 2005.

lange Zeit unter jenen Frauen, die ihre Erwerbstätigkeit lediglich als Zuverdienst zum Familieneinkommen begriffen.<sup>41</sup>

Diese Frauengeneration repräsentierte Maria Weber. Und es ist nachweisbar, dass sie ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe selbst genau reflektierte. In den frühen 1970er Jahren erkannte sie zutreffend, dass ihre Generation der weiblichen Gewerkschaftsavantgarde nun abgelöst werden würde durch eine neue Generation politisierter, jüngerer Frauen, die seinerzeit in einer Phase des gesellschaftspolitischen Aufbruchs in die Gewerkschaften strömten. Und es war aus Maria Webers Sicht absehbar, dass schon bald Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie für diese Frauen eine zunehmend wichtige Bedeutung haben würden. Auch deshalb rückte Maria Weber die Familienpolitik auf die gewerkschaftliche Agenda. Durch sie wurden die Geschäftsbereiche Frauen und Bildung im DGB seit 1972 personell integriert, womit die Gewerkschaften in einer neuartigen Weise begannen, eine fortschrittliche Familienpolitik zu betreiben. Maßgeblich verantwortlich dafür war eine alleinstehende Katholikin, die im Zentralkomitee der deutschen Katholiken saß und die Deutsche Bischofskonferenz beriet.

41 Gespräch mit Irmgard Blätzel.